

Nicole Grochowina

Sr. PD Dr. Nicole Grochowina, geb. 1972, gehört der evangelisch-lutherischen Communität Christusbruderschaft Selbitz an. Die Historikerin und Japanologin promovierte in Hamburg, habilitierte in Jena und ist seit 2012 Privatdozentin mit Lehraufträgen an der Friedrich-Alexander-Universität Nürnberg/Erlangen. Unter anderem arbeitet sie im deutschen Koordinationsteam „Miteinander für Europa“, im Ökumene-Fachausschuss der ELKB und im AK Ordens-theologie der DOK mit.



Nicole Grochowina

„Bleibt alles anders“ – von der Kraft der (eigenen) Ordensgeschichte

„Wenn in den Klöstern oft davon gesprochen wird, dass etwas ‚schon immer so‘ war, zielt damit erstaunlicherweise keiner auf den Ursprung bzw. die Gründung des Klosters. (...) Wenn etwas ‚schon immer so‘ war, heißt das vielmehr, dass es (erst) seit ca. zwei bis drei Klostergenerationen besteht. Es geht [also] schlicht um ein Gewohnheitsrecht (...) [, das] die Begründungslast für Alternativen so hoch an[setzt], dass sie faktisch unmöglich werden.“¹

Was der Soziologe Michael Hochschild hier in sehr verdichteter Form beschreibt, ist bisweilen Alltag in Ordensgemeinschaften: „Das war schon immer so“ wird als Argument herangezogen, wenn es gilt, auf Gewohnheitsrechte zu pochen und dadurch nicht selten auch alternative Sichtweisen zu unterdrü-

cken. Ein solches Vorgehen kann in einer Gemeinschaft bisweilen dramatische Entwicklungen annehmen, denn dies führe, so Hochschild weiter, bisweilen auch dazu, dass eine bestehende Krise verlängert oder gar – und dies ist der fulminante Schluss von Hochschilds Setzung – in passiver Weise die Zukunft gänzlich vermieden werde, weil sich dann Konformitätsdruck und Selbstzensur entfalten würden, um mit aller Macht den aktuellen *status quo* zu bewahren,² kurzum: „Das war schon immer so“ ist eine Aussage, die weniger die Bewegung und die Einheit, sondern eher die Abgrenzung, die ausschließliche Bewahrung und damit die Zerstreung fördert.

Der Satz „Das war schon immer so“ transportiert dabei seine Botschaft in einer aufschlussreichen Formulierung, indem er die Geschichte einer Gemein-

schaft – und sei es auch nur die Geschichte der vergangenen zwei oder drei Generationen – zum Gewährsmann für die mangelnde Suche nach neuen Aufbrüchen, mindestens aber für die Zerstreuung einer Gemeinschaft macht. „Das war schon immer so“ ist demnach im schlimmsten Fall ein Plädoyer für eine Sesshaftigkeit im Leben, die ihre „Behausung [geradezu] zementiert“³ und sich selbst so zur Bewegungslosigkeit und gleichsam zur Zukunftsvermeidung verdammt.

Nun soll es aber an dieser Stelle nicht darum gehen, die Sesshaften etwa gegen die „Ausschauhaltenden“⁴ oder Suchenden innerhalb einer Gemeinschaft auszuspielen, da jede Gemeinschaft letztlich beide Haltungen benötigt, um existieren zu können. Hier soll vielmehr gefragt werden, welche Rolle in einer solchen Auseinandersetzung die Geschichte – oder genauer: das Erzählen vom Geworden-Sein – einer Gemeinschaft spielt und welche Aufgabe sie in der Argumentation der Sesshaften und der Suchenden erfüllt.⁵ Diese Frage ist wichtig, weil das „immer“ in „Das war schon immer so“ ein Indiz dafür ist, dass es offenbar nicht nur unterschiedliche Sichtweisen davon gibt, wie die eigene Ordensgemeinschaft geprägt sein soll, sondern dass diese Perspektiven auch aus der Geschichte der Gemeinschaft heraus begründet werden. Das heißt: In diesem „immer“ leuchtet die argumentative Kraft der Geschichte auf – und diese Kraft ist so wirkmächtig, dass die Art und Weise, wie das Geworden-Sein einer Gemeinschaft erzählt wird, mit darüber entscheidet, ob und wie im gemeinschaftlichen Leben Einheit oder Zerstreuung gefördert werden.

Doch wie ist diese Kraft der Geschichte genau zu bemessen, und was heißt es, dass nicht die Geschichte als solche, sondern die Erzählweise von Geschichten entscheidend dafür ist, ob der Weg einer Gemeinschaft in die Sammlung oder in ihre – dann möglicherweise auch irreversible – Zerstreuung führt? Diese Frage soll in einem ersten Teil im Mittelpunkt stehen. Dabei gilt es, die großen Meistererzählungen einer Gemeinschaft und das nicht selten daraus hervorgehende „Das war schon immer so“ als interessengebundene Erzählungen zu entlarven. Der zweite Teil lädt dann ausgehend von Herbert Grönemeyers Lied „Bleibt alles anders“ zu einem neuen Umgang mit der Geschichte ein, der sich in ein Leben im Transit einschreibt.⁶ Es gilt zu fragen, wie sich in einem solchen Leben neue Erzähl- und Denkweisen über das eigene Geworden-Sein entwickeln können, in denen sich sowohl die Sesshaften als auch die Suchenden einer Gemeinschaft wiederfinden und so gemeinsam das Leben in der Zerstreuung für ihre Gemeinschaft fruchtbar machen können.

1. Die Kraft der Geschichte

Wer seine eigene Geschichte oder die Geschichte seiner Ordensgemeinschaft erzählt, erinnert damit nicht in erster Linie an vergangene Zeiten, sondern hat aktuell eine bestimmte Frage, beantwortet diese mit Hilfe der Vergangenheit und stiftet, bewahrt oder verletzt so die gemeinschaftliche Identität. Dieser geradezu schlichte Grundsatz zahlreicher Forschungen zur Erinnerungskultur verweist darauf, dass Geschichten nie „einfach so“, sondern immer aus einer bestimmten gegenwärtigen

tigen Frage oder Situation heraus erzählt werden.⁷ Das bedeutet, dass es sich beim Erzählen von Vergangenem immer um „subjektive, hochgradig selektive und von der Abrufsituation abhängige Rekonstruktionen“ der Vergangenheit handelt, die „nie ein Spiegel der Vergangenheit, wohl aber ein aussagekräftiges Indiz für die Bedürfnisse und Belange der Erinnerenden in der Gegenwart“⁸ sind. „Das war schon immer so“ verweist also nur mittelbar auf ein Ereignis, das es in der Vergangenheit einer Gemeinschaft gegeben hat. Vielmehr geht es dabei um das aktuelle Interesse der Person, die diesen Satz just formuliert.

Überzeugend ist dieser Satz jedoch zu- meist nicht, denn das Problem mit der Setzung „Das war schon immer so“ besteht darin, dass sie – nicht zuletzt wegen ihrer Interessengebundenheit – nie unmittelbar einleuchtet. Vielmehr macht sie sprachlos. Dies gilt insbesondere dann, wenn das Gegenüber, das sich mit diesem Satz konfrontiert sieht, eigentlich auf eine Alternative, eine Veränderung oder sogar auf die totale Umkehrung der gegenwärtigen Situation aus ist. Es braucht also eine ausführlichere Fassung von „Das war schon immer so“, wenn Einzelne oder – im besten Fall – auch ganze Gemeinschaften überzeugt werden sollen.

An dieser Stelle kommen die Narrative ins Spiel, um den Satz „Das war schon immer so“ zu umkleiden. Den Blick auf Narrative zu richten, ist wichtig, da vergangenes Geschehen immer der Darstellung bedarf, wenn es wirkmächtig und genutzt werden soll.⁹ Bei Narrativen handelt es sich um umfänglichere und zugleich kraftvolle Erzählweisen vom Geworden-Sein einer Gemein-

schaft. In Narrativen wird Geschichte also zu Geschichten, denn hier wird

„Gesehenes (..) in Worte gefasst, ein Erlebnis zu einer Geschichte verarbeitet, ein Gefühl (..) in ein Denkmal umgesetzt, ein historisches Ereignis (..) in einen Film übertragen, eine Epoche (..) als Ausstellung präsentiert“¹⁰,

wie Aleida Assmann festgehalten hat. Narrative sind also einzelne Geschichten, die eine innere Kohärenz aufweisen und deshalb Sinn stiften. Dabei unterliegen sie denselben Bedingungen wie der Satz „Das war schon immer so“: Auch sie werden mit einem bestimmten Interesse zusammengestellt, das darüber entscheidet, was berichtet, was vergessen, was betont und was zurückgesetzt wird, kurzum: mit welchen Schwerpunkten und Auslassungen diese Geschichte erzählt wird.¹¹

Derart zusammengestellte Erzählweisen tragen zugleich die Versuchung in sich, eine Meistererzählung aufzurichten. Wenn also eine Geschichte nur noch mit ganz bestimmten Narrativen erzählt wird, die nicht ausgetauscht werden können oder dürfen, entsteht eine Meistererzählung. In einem festen Vokabular wird dann die Geschichte der eigenen Gemeinschaft beispielsweise als Fortschritts- oder Erfolgsgeschichte erzählt. Dann wird etwa darauf verwiesen, dass sich einzelne verwegene Geschwister gegen Widerstände aller Art durchgesetzt und die Gemeinschaft gegründet hätten, die dann immer weiter gewachsen und schließlich zu einer geistlichen Oase geworden sei, die auch gegenwärtig weit über ihren Gründungsort hinaus wirke. Alternierend kann die eigene

Geschichte aber auch als Krisengeschichte erzählt werden. Dann liegt der Schwerpunkt vielleicht auf der Aussage, dass es im 19. Jahrhundert Hunderte von Geschwistern gegeben hätte, doch nun seien es nur noch wenige. Nach dem Aufbruch – so könnte die Geschichte weitergehen – sei die Gemeinschaft von einer Krise in die nächste geraten und von der aktuellen werde sie sich vermutlich nicht mehr erholen.¹²

Den Fokus allein auf den Erfolg, auf Krisen, auf Charismen oder auf andere Aspekte zu legen, gehört zu den grundlegenden Faktoren einer Meistererzählung. Auf diese Weise vom Geworden-Sein zu erzählen, ist nicht verwerflich, denn jede Gemeinschaft braucht so eine kraftvolle Erzählung. Denn: Fehlt einer Gemeinschaft eine solche Erzählung, steht sie unter dem Druck, die eigene Ausrichtung immer wieder neu bestimmen zu müssen, weil es an der Orientierung am eigenen Weg, am eigenen Geworden-Sein mangelt. Dass zudem jede Gemeinschaft eine solche Geschichte auch geradezu benötigt, um all ihre Glieder zu verbinden, die zerstreut in unterschiedlichen Ländern und Arbeitsbereichen leben, ist ebenfalls evident.

Es ist somit eine wichtige Aufgabe sowohl von Suchenden als auch von Sesshaften in einer Gemeinschaft, auf die kraftvolle Bedeutung einer verbindlichen Erzählweise hinzuweisen und diese einzufordern. In seiner Studie zu den „dwellers“ und den „seekers“, also zu den Sesshaften und den Suchenden, führt Robert Wuthnow vor diesem Hintergrund weiter aus, dass es sich dabei gerade die Sesshaften zur Aufgabe machten, eine solche stabile Geschichte zu erzählen. Sie mühten sich darum, weil es ihnen darum ginge, ein „heiliges

Habitat“ im Sinne eines Zuhauses auszugestalten, in dem „das Heilige“ fixiert und wiederzufinden sei. Damit zielten sie zugleich auf die Einheit der Gemeinschaft, die sich nach ihrem Verständnis primär durch klare und feste religiöse Praktiken und Rituale stiften und bewahren ließe.¹³ Dabei – so wäre Wuthnow zu ergänzen – wissen sie auch und gerade um die Kraft der Geschichte einer Gemeinschaft, stellt diese doch das Wissen über die Versuche vorheriger Generationen bereit, die Einheit und das Heilige zu bewahren und zu schützen. In diesem Wissen schaffen dann die Sesshaften für eine Gemeinschaft klar umgrenzte Rückzugs- und Heilungsräume,¹⁴ in denen sowohl das Heilige als auch die Geschichte einer Gemeinschaft ihre tröstende Kraft entfalten können, weil die aktuelle Gemeinschaft sich nun als eingebettet in einen Kontext erlebt, der diese bei weitem übersteigt. Zudem kann hier zugleich in der Gemeinschaft der Eindruck entstehen, auch weiterhin auf den Spuren derer unterwegs zu sein, denen zugeschrieben wird, dass sie das Heilige, das Gründungscharisma oder den spezifischen Auftrag Gottes für die Gemeinschaft in überzeugender Weise umgesetzt hätten.

Vor diesem Hintergrund leuchtet es ein, dass nach Robert Wuthnow die größte Herausforderung für die Sesshaften das Chaos ist, das gelegentlich – oder öfter – in Gemeinschaften ausbricht, wenn sich die Anforderungen der Zeit oder die Rahmenbedingungen der Gemeinschaft ändern, die Fragen nach Gott eine neue Sprache finden müssen oder gar Anfragen an den bisherigen Weg und Auftrag der Gemeinschaft laut werden. Es ist die größte Herausforderung,

weil es die mühsam gehüteten Grenzen der heiligen Räume, der Behausung aufbricht und in die – aus Perspektive der Sesshaften – wenig fruchtbaren Zerstreuung führt.¹⁵

Und genau hier, an den Grenzen der Räume, kommt es schließlich zu Konflikten zwischen Sesshaften und Suchenden, die ebenfalls ihre Sichtweisen in die Gemeinschaft einbringen. Auch dabei spielen – so ist Wuthnow weiter zu denken – die Erzählweisen vom Geworden-Sein einer Gemeinschaft eine prominente Rolle, denn sowohl die Sesshaften als auch die sie dann herausfordernden Suchenden berufen sich auf die Geschichte der Gemeinschaft und leiten daraus die Legitimität ihrer jeweiligen Ansprüche ab. Insofern ist es folgerichtig, dass im Konfliktfall auch eine Auseinandersetzung mit der bereitgestellten und – bisweilen mühevoll – bewahrten Meistererzählung einer Gemeinschaft stattfindet, diese also auf ihre Sinnhaftigkeit und einheitsstiftende Kraft hin neu befragt wird. Dabei werden dann auch ihre Schwächen aufgedeckt. Zu diesen gehört, dass sie wie alle Meistererzählungen durch ihre jeweils spezifische Schwerpunktsetzung andere – vielleicht ebenfalls wichtige – Elemente ausblendet, und diese so möglicherweise über Generationen in Vergessenheit geraten. Ebenfalls gehört dazu, dass einer einzigen Erzählweise nicht selten auch über Jahre die Macht zugebilligt wird, als geradezu verbindliche Wahrheit über die Ausrichtung aller weiteren Erzählungen zu entscheiden. Wenn also der Satz „Das war schon immer so“ als kürzeste aller Meistererzählungen verstanden werden kann, kommt genau hier die Macht zum Ausdruck, die allen Meistererzählungen in-

newohnt: Es ist die Macht, Ereignisse aus einer einzigen Perspektive und unter einer einzigen Überschrift zu deuten und diese für die Gegenwart und Zukunft einer Gemeinschaft verbindlich zu machen, um – und das ist die postulierte gute Absicht dahinter – die Einheit der Gemeinschaft zu fördern und ihre Zerstreuung zu vermeiden. Das machtvoll gesprochene und gerade deswegen auch – zumindest kurzfristig – anerkannte „Das war schon immer so“ sorgt dann also dafür, dass durch klare Grenzziehungen Bestehendes bewahrt und vor alternativen Ansätzen geschützt wird; ob es der Gemeinschaft letztlich dient oder nicht. Insofern ist sehr fraglich, ob auf diese Weise tatsächlich die Zerstreuung vermieden wird.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Genau um diese Macht kommt es also zum Konflikt, der im Übrigen in einer weniger scharfen Form vermutlich in jeder Gemeinschaft als Normalfall gelten darf, in der Sesshafte und Suchende gleichermaßen versuchen, die Vision und den Weg der Gemeinschaft zu bestimmen. Konflikte – so lässt sich aus Bemerkungen von Jan und Aleida Assmann lesen – gehören also unabdingbar zum Akt der Erinnerung und des Erzählens dazu; auch und gerade dann, wenn Erinnerung in Narrative gekleidet und so zugänglich gemacht wird. Konflikte entstehen deswegen, weil immer dann,

wenn Identität und Einheit erzeugt werden sollen, gleichzeitig und notwendigerweise auch Alterität geschaffen wird.¹⁶ Anders formuliert heißt dies: Klare Abgrenzung und Kanonisierung von Narrativen, die eine Erzählweise zur dauerhaften Meistererzählung erheben, kollidieren nicht nur mit dem gesunden Menschenverstand, sondern auch mit kulturellen Bedingtheiten, weil Vielschichtigkeit, Ambiguität und vor allem Dissens wichtige Merkmale einer jedweden Kultur sind.¹⁷ Wer diese also zugunsten einer Standardisierung ausbremsen oder einstampfen will, setzt sich dem Vorwurf aus, hier ein totalitäres System etablieren zu wollen, in dem nur noch eine Erzählweise vorherrschen darf. Dies gilt auch dann, wenn die Absichten lauter sind und etwa auf die Einheit der Gemeinschaft zielen.

Doch selbst wenn es letztlich nicht in Gänze zu einem solchen totalitären System kommt, ist festzuhalten, dass Standardisierungen und unflexible Erzählweisen von der eigenen Geschichte erstens immer Brüche und Irrtümer in der Geschichte vergessen lassen, die sich unter anderen Umständen vielleicht als hilfreich oder gar als Segenslinien entpuppen könnten. Zweitens stellt sich durch die immer wieder wiederholte Erzählweise eine Erinnerungsroutine ein, die lähmt, weil in ihr das bunte und sich ausprobierende Leben keinen Platz mehr findet.¹⁸ Hier entleert sich also die Erinnerung allen Sinnes, so dass am Ende zwar das Gebäude einer Meistererzählung übrigbleibt, dieses aber leider nicht mehr bewohnt ist. Dies ist dann auch die große Stunde des Satzes „Das war schon immer so“, der zwar mit einem gegenwärtigen Interesse auf die Vergangenheit Bezug nimmt, dabei aber

auf eine lebensgesättigte Argumentation verzichtet. Hier leuchtet also die keineswegs befreiende, sondern eher die bindende Kraft der Geschichte auf, die dann letztlich auch keine Einheit mehr stiftet, sondern zum Urgrund von Vereinzelung und Zerstreuung wird, weil die einst verbindende Erzählweise zu einer leeren Worthülse verkommen ist. Wie Odysseus segeln die Gemeinschaften also auf dem Strom der Zeiten zwischen der alle Alternativen verschlingenden Meistererzählung auf der einen Seite und dem Gebirge der Orientierungslosigkeit und Beliebigkeit auf der anderen Seite. Hier den Kurs zu halten und dabei gleichzeitig den kräftig wehenden Wind der Vergangenheit für das eigene Vorankommen zu nutzen, verlangt eine intensive und dauerhafte Auseinandersetzung zwischen den Sesshaften und den Suchenden in einer Gemeinschaft, in der einerseits der eigene Standpunkt mit Nachdruck vertreten werden darf, andererseits sich aber Sätze wie „Das war schon immer so“ verbieten.

2. Ordensgeschichte in der Zeit der Zerstreuung: Leben im Transit

Wie kann also eine identitätsstiftende Meistererzählung einer Gemeinschaft aussehen, ohne dabei gleich allen Schwächen und Problemen zu erliegen, die ihr bereits attestiert worden sind? Oder anders formuliert: Welche Erzählweise vom Geworden-Sein einer Gemeinschaft hilft dazu, in der Zerstreuung zu leben, ohne diese einerseits als lebensbedrohlich und irreversibel zu erfahren, und ohne andererseits eine Einheit vorzugaukeln, die in dieser ein-

deutigen Form nicht besteht oder vielleicht auch nie bestanden hat?

Ein erster Blick auf die Forschungen zu Erinnerungskultur nimmt hier die Sesshaften und die Suchenden in einer Gemeinschaft gleichermaßen in die Pflicht, denn: Im Angesicht der Alternativen von Zerstreuung und sammelnder Einheit ist mit Aleida und Jan Assmann eine neue Erinnerungspolitik in Gemeinschaften einzufordern, die sich nicht auf Abgrenzung, sondern auf „Gegenseitigkeitshandeln“ ausrichtet und deshalb eine „Praxeologie der Verständigung“ entfaltet.¹⁹ Im Grunde fordern die Assmanns also, sich auseinander zu setzen und zu einer gemeinsamen Erzählung zu kommen.²⁰ Dieser Forderung liegt die Erkenntnis zu Grunde, dass die Vernichtung des Anderen nicht zwingend zum Frieden führt, so dass vielmehr alle Bemühungen darauf zielen müssen, die Verständigung auf gemeinsame Ziele zu erreichen.²¹ Gleichwohl setzt dies ein hohes Maß an Kompromissbereitschaft und Pluralitätskompetenz all derer voraus, welche Narrative als zeitlos und jenseits aller Ambiguitätstoleranz verstehen. Können diese Kompetenzen nicht aufgebracht werden, verbleibt der Konflikt ungelöst und mündet gegebenenfalls in die Trennung der Gemeinschaft, weil keine verbindliche Identität mehr gestiftet werden kann.

Um „Gegenseitigkeitshandeln“ zu erreichen, ist es wichtig, den Blick auf die Grundlagen zu richten, auf denen die Auseinandersetzung zwischen Sesshaften und Suchenden stattfindet. Um diese geht es in dem Lied „Bleibt alles anders“ von Herbert Grönemeyer, auch wenn er dieses 1998 sicher nicht für Ordnungsgemeinschaften und ihren Um-

gang mit der Geschichte geschrieben hat.²² In dem Text heißt es:

„Thron über Konvention / das Leben kommt von vorn / stehst unter einem hellen Stern, einem hellen Stern / Verträum dich in deinen Traum / verlass dich auf Zeit und Raum / Du gehörst zum festen Kern“

Und dann folgt:

„Trockne die Tränen, zieh deine Kreise / Der stille Weg, folg dem Sonnenaufgang leise / Tanz den Tanz auf dünnem Eis / Forder das große Gefühl / durchquer den Hades zum Ziel / Surf auf dem Scheitelpunkt des Nichts.“

Anschließend gipfelt der Text in diesen Aussagen:

„Erwarte viel, lebe für den Transit / Zwing das wahre Geschick / ein Silberstreif am Horizont“, bevor es dann im Refrain immer wieder heißt: „Es gibt viel zu verlieren, du kannst nur gewinnen / Genug ist zu wenig, oder es bleibt wie es war / Stillstand ist der Tod, geh voran, bleibt alles anders / Der erste Stein fehlt in der Mauer, der Durchbruch ist da.“²³

Auch dieser Text hat eine Überschrift, die ihn zu einer Meisererzählung macht, und diese Überschrift lautet: „Bleibt alles anders“. Diese nur vordergründig paradoxe Formulierung befindet sich im deutlichen Widerspruch zum eher apodiktischen „Das war schon immer so“ und verweist auf etwas, was das Lied in den Strophen dann entfaltet: das Leben im Transit.

Auch wenn das Leben im Transit hier ebenfalls als eigene Meistererzählung durchgehen kann, lädt es doch vom Ansatz her erst einmal dazu ein, die Erzählweisen sowohl der Sesshaften als auch der Suchenden in sich zu vereinen, hier also zum Assmann'schen „Gegenseitigkeitshandeln“ zu kommen, denn: Transit beschreibt eine Zeit des Übergangs und nicht selten darin auch die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Ein Beispiel vermag dies zu illustrieren: Ein Fluggast im Transitbereich ist gleichzeitig Angekommener und Abfliegender; er ist in der Transitzone in einem klar umrissenen Raum in einem Land, aber doch nicht Teil dieses Landes. Leben im Transit hat also einen Ort und gleichzeitig erfüllt dieser Ort auch alle Eigenschaften eines Un-Orts, weil er für den Menschen, für die Gemeinschaft nur in seiner Vorläufigkeit existiert. Das Wissen um ein Leben im Transit schafft also eine Haltung, die es lebt, aus der Welt, aber nicht von der Welt zu sein, weil klar ist, dass es in dieser Welt kein stabiles und dauerhaftes Zuhause gibt.²⁴

Für die Erzählweisen vom eigenen Geworden-Sein bedeutet dies, dass der Satz „Das war schon immer so“ keine Überzeugungskraft mehr entfaltet, sondern im transitorischen „Bleibt alles anders“, also in der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, aufgeht. Das ist befreiend, denn hier geht es eben nicht – wie vielleicht von extrem Sesshaften befürchtet – um das Abrutschen in Belibigkeiten und in eine furchtbare Zerstreuung, sondern vielmehr wird damit zuerst der Kampf um die Deutungshoheit über Vergangenes durchbrochen, sofern es in diesem Kampf darum ging, Grenzen zu ziehen und Behausungen zu

zementieren. Dies geschieht, weil das transitorische „Bleibt alles anders“ den Kundschafter²⁵, den Suchenden, braucht, der nach dem nächsten Flieger im Transitbereich Ausschau hält, aber gleichzeitig braucht es eben auch den Sesshaften, der eine klare Vorstellung davon hat, auf welcher Route er bis dato unterwegs gewesen ist. Beide sind also miteinander unterwegs, und das bedeutet, dass keiner seine Erzählweise zur allein gültigen erheben kann, sofern die gemeinsame Reise nicht gefährdet werden soll.²⁶

Was bedeutet diese transitorische Meistererzählung dann konkret für die Erzählweisen der eigenen Geschichte? Es bedeutet erstens, dass die Geschichte immer noch eine wirkmächtige Kraft ist, die der Stiftung von Identität und Einheit dient. Aber – und dies ist der zweite Punkt – im Angesicht des Wissens, ein Leben im Transit zu führen, können und dürfen sich Erzählweisen nachhaltig verändern, ohne sich dabei der Gefahr auszusetzen, auf diese Weise die gesamte Gemeinschaft in eine irreversible Zerstreuung zu treiben.²⁷ Konkret heißt dies, dass nun auch all jene Irrtümer und Diversitäten zur Sprache kommen dürfen, die bis dato als Gefährdung der bestehenden Meistererzählung angesehen wurden, weil sie auf krumme Wege führten oder vom ertraglosen Aufwand zahlreicher Bemühungen um Einheit erzählen.²⁸ Kommt all dies zur Sprache, gilt der Satz „Das war schon immer so“ nicht mehr, denn die Irrwege, Trennungen und Krisen einer Gemeinschaft lassen selten bis gar nicht den Schluss zu, dass hier eine Gemeinschaft ganz ohne Umwege oder ohne „Flecken und Runzeln“²⁹ unterwegs ist, sondern vielmehr erden sie in wohltu-

ender und bisweilen auch entlarvender Weise den Eindruck von einer „Gemeinschaft der allzu Heiligen“, der durch ebenfalls allzu glatte Meistererzählungen erzeugt wird. „Surf auf dem Scheitelpunkt des Nichts“, heißt es bei Herbert Grönemeyer, also auf dem Punkt, an dem zu entscheiden ist, welche Richtung die Erzählung vom Geworden-Sein einschlagen soll. An diesem Punkt steht alles bereit, was erzählt werden kann. Und dazu gehören eben auch die Irrtümer, Irrwege und das Scheitern.

Dass an diesem Scheitelpunkt nicht die Entscheidung für eine unbegrenzte Belieblichkeit der Ausrichtung und damit für die irreversible Zerstreuung fällt, ist dann möglich, wenn sich – und dies ist der dritte Punkt – Sesshafte und Suchende gleichermaßen gerufen wissen, sich in die nunmehr transitorische Meistererzählung einzubringen und das „Gegenseitigkeitshandeln“ bei der Abfassung ihrer Geschichten zu wagen. „Trockne die Tränen und ziehe deine Kreise“, heißt es im Lied von Herbert Grönemeyer, und dies verweist darauf, dass nach der Dekonstruktion einer eher totalitären Meistererzählung, die im Satz „Das war schon immer so“ gipfelt, alle gebraucht werden, um gemeinsam aus dem immer wiederkehrenden Übergang zu leben, genau darin die Sinnhaftigkeit ihres Lebens zu entdecken und davon zu erzählen.

Wie dies gelingen kann, legt Herbert Grönemeyer ebenfalls nahe: „Du gehörst zum festen Kern“, heißt es in seinem Lied, und aus diesem Wissen ergibt sich der Aufruf: „Erwarte viel, lebe für den Transit!“ – „Du gehörst zum festen Kern“ heißt demnach, dass das Leben im Transit keine Bedrohungssituation

ist, sondern letztlich gehalten wird von dem, der genau in diesem Übergang anzutreffen ist. Wenn also die Rede davon ist, dass Ordensgemeinschaften in der Welt, aber nicht von der Welt sind; wenn es also darum geht, sie – wie Papst Franziskus es getan hat – als Anders-Orte zu begreifen, an denen die Logik des Evangeliums und nach Michael Hochschild auch der „Gottesoptimismus“³⁰ regieren, und wenn – um es mit Dietrich Bonhoeffer zu sagen – die letzten Dinge in die vorletzten hineinleuchten und diese so nachhaltig gestalten, dass dem Nichts der Glaubenskrise das Alles des Gottesoptimismus entgegengesetzt wird,³¹ dann ist das Leben im Transit keine Aufforderung, sondern der diesseitige Ausdruck des gelebten Anders-Ortes, an dem notwendigerweise sowohl die Sesshaften als auch die Suchenden ihren Platz haben. Insofern überzeugt der Aufruf „Erwarte viel, lebe für den Transit“ sehr, denn er impliziert zugleich auch die Frage, wie groß eigentlich die Erwartungen einer jeden Gemeinschaft an das Können und Wollen desjenigen sind, der diesen Anders-Ort gestiftet hat und das Leben im Transit letztlich erst ermöglicht. Dieser Spur in nachhaltiger Weise zu folgen, wird auch die Erzählweisen vom Geworden-Sein der Gemeinschaft verändern.

3. Fazit

Zunächst wurde erkennbar, dass jede Gemeinschaft ihre eigene Meistererzählung formuliert und damit unterstreicht, wie kraftvoll die Geschichte bei der Stiftung von Identität und Einheit mitwirkt. Dabei kann sich dies in zwei Richtungen entfalten: Erstens kann eine

eher auf Sesshaftigkeit orientierte Position überwiegen, die das Bestehende geradezu einmauert, um es zu bewahren, und deren Erzählung vom Geworden-Sein einer Gemeinschaft schließlich in der kürzesten Meistererzählung gipfelt, die es gibt, nämlich: „Das war schon immer so.“ Zweitens ist eine Meistererzählung aber auch versucht, gänzlich in die Beliebigkeit zu verfallen, weil sie vorgibt, immer und ausschließlich nach neuen Wegen und Inspirationen zu suchen, ohne das Bestehende hinreichend zu würdigen. In beiden Fällen sind die Zerstreuung und schließlich auch der Tod der Gemeinschaft nicht auszuschließen, denn ein Übermaß an der sesshaften Perspektive stiftet keine Einheit mehr, sondern sorgt allein für Abgrenzung, während ein Übermaß an suchender Perspektive die Versuche der Identitätsstiftung in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Es ist also Zeit, derartige Meistererzählungen zu entlarven und sich von ihnen zu verabschieden, weil sie die Zerstreuung, nicht aber die Einheit fördern, obwohl sie bisweilen uniform und monolithisch daherkommen.³² Zudem geht es nun darum, den Schritt zu wagen, die Irrtümer, Irrwege und damit die krummen Wege des Lebens mit in die Erzählungen vom Geworden-Sein einzubeziehen und auf diese Weise eine transitorische Meistererzählung zu wagen, die weder ihren Anfang noch ihr Ende hier in der Welt hat, sondern sich an dem ausrichtet, der die Einheit gestiftet hat, die es nun in der eigenen Geschichte in all ihrer Brüchigkeit zu entdecken gilt.³³ Damit wird jedwedes „Das war schon immer so“ durch das „Bleibt alles anders“ ersetzt, das die Sesshaften und Suchenden gleicherma-

ßen einlädt, die jeweiligen Tränen zu trocknen und dann zu einem „Gegenseitigkeitshandeln“ – und mehr noch: zu einem Gegenseitigkeits-Erzählen – zu kommen,³⁴ das keine Angst vor Anfragen, Herausforderungen und vor allem vor Veränderungen hat. Und so gilt am Ende dieser nur scheinbar waghalsigen Entscheidung für ein Leben im Transit ein weiterer, vielleicht erneut paradox anmutender Satz aus dem Lied von Herbert Grönemeyer, der da lautet: „Es gibt viel zu verlieren, du kannst nur gewinnen!“ Dies mag als popmusikalischer Verweis auf die österliche Lebenskultur des Evangeliums zu lesen sein, in der nun österlich getröstete Sesshafte und österlich getröstete Suchende mitten in der Zeit der Zerstreuung ihre wirkliche Identität in Einheit leben und davon in Wort und Sein erzählen – und dies ohne angstvolle Begrenzungen und ohne machtvolles Ringen um Deutungshoheiten. So gilt in der Tat für das Leben im Transit: „Es gibt viel zu verlieren, du kannst nur gewinnen!“

-
- 1 Michael Hochschild: Elastische Traditionen. Biometrie des Klosters von heute. (Studien zur monastischen Kultur, 7). St. Ottilien 2013, 198f.
 - 2 Vgl. ebd., 198-203.
 - 3 Mirjam Schambeck: Von Siedlern und Suchern. Ordensleben zwischen Sesshaftigkeit und Ausschauhalten, in: Geist&Leben. Zeitschrift für christliche Spiritualität 88 (2015), 344-353, hier: 349. Der Zementierung der Behausung wohnt auch die Versuchung inne, den status quo mit dem Reich Gottes auf Erden zu verwechseln und auf diese Weise die Bewegungslosigkeit noch in frommer Weise zu überhöhen. Vgl. hierzu ebd.
 - 4 Zu dem Begriff vgl. ebd., passim.

- 5 Der Unterschied zwischen der Geschichte und dem Erzählen vom Geworden-Sein ist eminent wichtig, da die Rede vom „Erzählen“ darauf verweist, dass hier weder der Anspruch auf Wahrheit noch auf Deutungshoheit erhoben wird. Wer allerdings davon ausgeht, „die Geschichte“ widerzugeben (und dies womöglich noch „wie es wirklich gewesen ist“), formuliert diesen Anspruch. Dieser ist jedoch allein wegen der menschlichen Begrenztheit bei der Erinnerung und angesichts begrenzter Quellen nicht einzulösen. Vgl. hierzu die kurzweiligen und instruktiven Einlassungen zu diesem Anspruch bei John H. Arnold: *Geschichte. Eine kurze Einführung*. Stuttgart 2001, 49-76.
- 6 Zum Text „Bleibt alles anders“ vgl. <http://www.songtexte.com/songtext/herbert-gronemeyer/bleibt-alles-anders-23dcf497.html> [15.3.2016].
- 7 Vgl. hierzu als einen kleinen, aber grundlegenden Ausschnitt der entsprechenden Forschungen etwa von Maurice Halbwachs: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt am Main 1985; ders.: *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart 1967; Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen*. 2. Auf. München 1997; Aleida Assmann: *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*. München 2013.
- 8 Für alle Zitate: Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart, Weimar 2005, 7.
- 9 Vgl. Aleida Assmann: *Das neue Unbehagen* (wie Anm. 7), 206.
- 10 Ebd.
- 11 Das Vergessen ist von der Erinnerung und dem Erzählen nicht zu lösen – und entwickelt sich gegenwärtig doch wegen seiner Eigenheiten zu einem eigenen Forschungsgegenstand. Vgl. etwa Oliver Dimbarth, Peter Wehling (Hg.): *Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*. Konstanz 2011.
- 12 Zur Wirkmächtigkeit von Krisengeschichten vgl. Ute Leimgruber: *Avantgarde in der Krise. Eine pastoraltheologische Ortsbestimmung der Frauenorden nach dem zweiten Vatikanischen Konzil*. (Fuldaer Studien, 14). Freiburg i. Br. 2011.
- 13 Vgl. Robert Wuthnow: *After Heaven. Spirituality in America Since the 1950ies*. Berkeley, Los Angeles 1998, 3-5. Einen anderen Zugang findet hier Mirjam Schambeck, wenn sie den Fokus auf die Anfangsphase des Ordenslebens legt, hier die Unsicherheiten und das Suchen thematisiert, während sie in der Gesellschaft ansonsten eher in eine Phase der Sesshaftigkeit gekommen wären. Vgl. Mirjam Schambeck: *Von Siedlern und Suchern* (wie Anm. 3), 344-346. Die Suchenden präzisiert auch Wade Clark Roof, der zudem deutlich macht, dass sich durchaus auch eine ganze Gesellschaft auf einem „spiritual quest“ befinden könne. Genau dies sei gegenwärtig zu beobachten. Vgl. Wade Clark Roof: *Spiritual Marketplaces. Baby Boomers and the Remaking of American Religion*. Princeton 1999, 16-77.
- 14 Vgl. zum Heiligen Robert Wuthnow: *Spirituality* (wie Anm. 13), 4f.
- 15 Vgl. zu mögliche Erkenntnisse aus solchen Situationen ebd., 14-18.
- 16 Vgl. Aleida und Jan Assmann: *Kultur und Konflikt. Aspekte einer Theorie des unkommunikativen Handelns*, in: Jan Assmann, Dietrich Harth (Hg.): *Kultur und Konflikt*. Frankfurt am Main 1990, 11-49, hier: 27.
- 17 Vgl. Oliver Dimbath: *Wissenschaftlicher Oblivionismus. Vom unbewussten zum strategischen Vergessen*, in: ders., Peter Wehling (Hg.): *Soziologie des Vergessens* (wie Anm. 11), 297-317, hier: 301.
- 18 Vgl. ebd., 301f.
- 19 Für die Zitate Aleida und Jan Assmann: *Konflikt und Kultur* (wie Anm. 16), 36f. „Gegenseitigkeitshandeln“, sei mehr als Dialog, denn es ginge gleichermaßen darum, die eigene Position zu transzendieren und außerdem das Komplementäre der anderen Position zu erkennen.

- 20 Dass dieser Ansatz auch eine Hilfe im ökumenischen Gespräch sein kann, hat nicht zuletzt die Schrift „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ gezeigt. Vgl. Lutherisch/römisch-katholische Kommission für die Einheit: *Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017*. 2. Aufl. Leipzig, Paderborn 2013.
- 21 Hieraus leiten Aleida und Jan Assmann die Forderung nach einer kulturwissenschaftlich reflektierten Xenologie ab. Diese solle all die kulturellen Prozesse kritisch begleiten, die dazu dienten, die Scheu vor den Fremden zu steigern oder Gemeinsamkeiten durch Symbole zu sichern, die klar auf Distinktion ausgerichtet seien. Vgl. Aleida und Jan Assmann: *Konflikt und Kultur* (wie Anm. 16), 39.
- 22 Zum offiziellen Musikvideo vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=2XuONGCT9wM> [15.3.2016].
- 23 <http://www.songtexte.com/songtext/herbert-gronemeyer/bleibt-alles-anders-23dcf497.html> (wie Anm. 6) [15.3.2016].
- 24 Hier leuchtet auf, wie Papst Franziskus zur Eröffnung des „Jahres der Orden“ den „Anders-Ort“ charakterisiert hat, an dem nicht Utopien am Leben erhalten werden, sondern die „Logik des Evangeliums“ gelten sollte. Vgl. Apostolisches Schreiben Seiner Heiligkeit Papst Franziskus zum Jahr des geweihten Lebens, in: *Ordenskorrespondenz. Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens* 4/2014, 468-478, hier: 473.
- 25 Zu diesem Begriff und seinen Implikationen vgl. Mirjam Schambeck: *Von Siedlern und Suchern* (wie Anm. 3), passim.
- 26 Mirjam Schambeck gießt diese Erkenntnis in den wunderbaren Satz: „Die Kundschafter sind Ausgesandte der Wartenden zu Hause.“ Ebd., 252.
- 27 In diesem Zusammenhang verweist Aleida Assmann darauf, dass gerade im christlichen Bereich die Kultur zahlreiche Beispiele des „transitorische[n] Erinnerung[s]“ bereithalte. Die Beichte etwa, in der erinnert werde, um zu vergessen, sei hier zu nennen. Aleida Assmann: *Das neue Unbehagen* (wie Anm. 7), 192.
- 28 Zur Aufwands- und Diversitätsvergessenheit vgl. Oliver Dimbarth: *Wissenschaftlicher Oblivionismus* (wie Anm. 17), 300-303.
- 29 Eph. 5. 27.
- 30 Michael Hochschild: *Elastische Traditionen* (wie Anm. 1), 217-231.
- 31 Vgl. Dietrich Bonhoeffer: *Ethik*. (DBW, 6). 2. Aufl. Gütersloh 1998, 155f.
- 32 Es gibt kaum etwas Monolithischeres als den Satz: „Das war schon immer so!“
- 33 Wie sehr sich gerade hier die „heilenden Möglichkeiten von Erinnerungskonstruktionen“ zeigen können, hat Aleida Assmann betont: *Das neue Unbehagen* (wie Anm. 7), 209.
- 34 Vgl. hierzu auch Mirjam Schambeck: *Von Siedlern und Suchern* (wie Anm. 3), 349f.